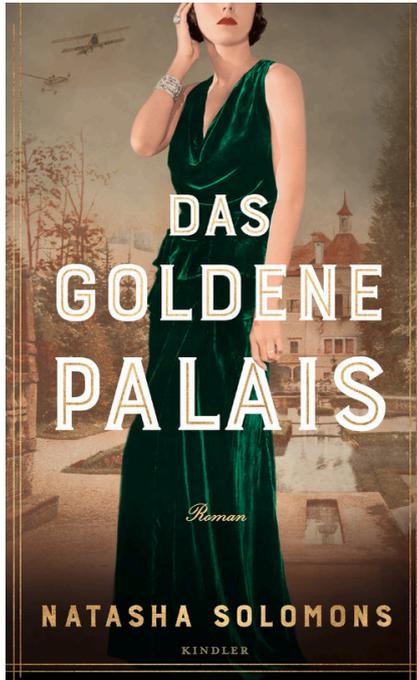


**Leseprobe aus:**



ISBN: 978-3-463-40701-2

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.rowohlt.de](http://www.rowohlt.de).

NATASHA SOLOMONS

**DAS  
GOLDENE  
PALAIS**

Roman

Aus dem Englischen  
von Martin Ruben Becker

KINDLER

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel  
«House of Gold» bei Penguin Random House, London.  
Die Verse von Paul Verlaine auf S. 397 entstammen der Übersetzung  
von Stefan Zweig unter dem Titel «Mondschein».

Stefan Zweig (Hg.): Gedichte von Paul Verlaine. Eine Anthologie  
der besten Übertragungen. Herausgegeben von Stefan Zweig,  
Berlin, Leipzig 1902. Übersetzt von Stefan Zweig.

1. Auflage August 2019

Copyright © 2019 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg  
Redaktion Johanna Schwering

Copyright © Natasha Solomons, Mai 2018

Satz aus der Warnock Pro

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck, Germany

ISBN 978 3 463 40701 2

# 1911

Den Status eines Mannes konnte man anhand der Anzahl seiner Beetpflanzen ermessen - 10 000 für einen Gutsherrn, 20 000 für einen Baronet, 30 000 für einen Grafen und 50 000 für einen Fürsten, aber 60 000 für einen Goldbaum.

Häufig zitiertes Bonmot

## Wien, April

Das Palais Goldbaum war aus Stein erbaut, nicht aus Gold. Etliche Kinder, die in ihren ordentlich zugeknöpften Mänteln und an der Hand ihrer Kindermädchen oder Mütter durch die Heugasse spazierten, waren unweigerlich enttäuscht. Ihnen war der Palast des Fürsten der Juden versprochen worden, aus Elfenbein und Gold gesponnen und angeblich mit Juwelen übersät, und stattdessen stand hier bloß ein riesiges Haus, das aus gewöhnlichen, weißen Steinen errichtet worden war. Allerdings war es der kostbarste Kalkstein von ganz Österreich, und er war von den Alpen bis nach Wien transportiert worden, auf einer Eisenbahnstrecke, die dank eines Darlehens der Goldbaum-Bank erbaut worden war, und dabei von einer Lokomotive und Waggons befördert worden, die der Goldbaum-Eisenbahn-Gesellschaft gehörten, prachtvoll in den Familienfarben Blau und Gold lackiert und mit dem Familienwappen verziert: fünf Stieglitze, die sich auf dem Ast einer Sykomore niederließen. (Geistreiche Köpfe sprachen angesichts des Wappens gern von «den Vögeln im Geldbaum».) Drinnen war die große Eingangshalle von der Täfelung bis zum höchsten Punkt des Kuppeldachs vergoldet, sodass das Licht, das dieses reflektierte, selbst an trüben Tagen voller Sonnenglanz erstrahlte. So groß waren Macht und Reichtum der Goldbaums, dass sie an tristen Tagen, so hieß es, die Sonne einfach für den Eigenbedarf scheinen ließen.

Abends brannte in jedem Fenster elektrisches Licht, und das Haus erstrahlte wie ein großer Ozeandampfer, der sich durch die Straßen Wiens wälzte. Manchmal ließen sie bei ihren grandiosen Festlichkeiten Hunderte von Stieglitzen in die Halle fliegen, die dann über den Köpfen der Gäste trillerten und flatterten. (Zwei Dutzend zusätzliche Dienstmädchen begleiteten die Vögel, und ihre einzige Aufgabe an dem entsprechenden Abend bestand darin, die kleinen Fle-

cken Vogelkot aufzuwischen, sobald diese auf dem Marmorfußboden erschienen; anscheinend hatte selbst die Macht der Goldbaums ihre Grenzen.) Dennoch geschah wenig in der Hauptstadt oder außerhalb ohne der Goldbaums Zustimmung und noch weniger ohne ihr Wissen. Der Kaiser selbst verabscheute und ertrug die Goldbaums wie schlechtes Wetter. Nichts anderes blieb ihm übrig. Er war ihr Schuldner.

Das Palais in der Heugasse war bloß das Erscheinungsbild ihres Einflusses. Die wahre Quelle ihres Reichtums war ein kleines, unscheinbares Gebäude an der Ringstraße. Hinter der schwarzen Tür lag das Haus des Goldes: die österreichische Niederlassung der Familienbank. Die Goldbaum-Männer waren Bankiers, während die Goldbaum-Frauen Goldbaum-Männer heirateten und Goldbaum-Kinder zur Welt brachten. Allerdings betrachtete die Familie sich nicht nur als eine Bankiers-Dynastie, sondern auch als eine Sammler-Dynastie.

Die Goldbaums sammelten gern schöne Dinge; kostbare Louis-quatorze-Möbel, Gemälde von Rembrandt, Da Vinci und Vermeer und dann auch die großen Herrenhäuser, Schlösser und Burgen, um sie unterzubringen. Sie sammelten Schmuck, Fabergé-Eier, Autos, Rennpferde und die Schulden von Premierministern.

Greta Goldbaum folgte dieser Familientradition: Sie sammelte Ärger und Ungemach. Das war der Charakterzug, den Otto Goldbaum an seiner Schwester am meisten schätzte. Vor ihrer Ankunft hatte seine Mutter das Kinderzimmer besucht, sich, in anderen Umständen befindlich, auf einem Stuhl niedergelassen, der eigens für diesen Zweck reserviert worden war, und ihm mit Hilfe seines Lieblingskindermädchens erklärt, dass er in wenigen Wochen Gesellschaft von einem kleinen Bruder oder einer kleinen Schwester erhalten würde. Sie tranken heiße Schokolade aus winzigen Porzellantassen, die mit dem Familienwappen in vier-

undzwanzigkarätigem Gold verziert waren, und knabberten winzige Stückchen Sachertorte mit kleinen blaurosa Krönchen, die eigens aus dem Grandhotel herbeigeschafft worden war. Schweigend lauschte Otto und betrachtete mit einigem Misstrauen, wie sich der gewaltige Bauch der Baronin hob und senkte. Aber als vier Wochen später Greta mit ihrem eigenen Gefolge von Kindermädchen in gestärkten Blusen im Kinderzimmer erschien, war er in keiner Weise pikiert. Zum ersten Mal in seinen drei Lebensjahren hatte Otto eine Verbündete. Greta schien ganz gewiss sehr viel mehr zu ihm zu gehören als zu den Eltern, die unten wohnten. Die Baronin galt als äußerst engagierte Mutter, weil sie das neue Baby beinahe jeden Tag besuchte, während Otto immer noch mindestens zweimal die Woche zum Mittagessen mit dem Baron und der Baronin geholt wurde. Er lauschte durch die Wände auf das Schreien und Krächzen seiner Schwester, und wenn die Kindermädchen schliefen, schlich er hinein, um sich auf den Boden ihres Zimmers zu legen. Er tat dies so oft, dass die Kindermädchen es schließlich aufgaben, ihn entweder auszuschimpfen oder in sein eigenes Bett zurückzutragen, und ihm stattdessen neben Gretas Krippe ein kleines Kinderbett aufstellten.

Greta war nicht gerade der Liebling der Kindermädchen. Es gelang ihnen nie, sie für die Besuche ihrer Mutter hübsch zu machen. Gretas Haare lagen nicht wie Ottos flach am Kopf an, sondern standen immer in wirren Locken ab. Die kahle Stelle am Hinterkopf, wie die runde Tonsur eines Mönches, wuchs erst zu, als Greta schon beinahe zwei Jahre alt war. Sie war fast immer erkältet. Als sie älter wurde, sagten die Kindermädchen gern zu ihr: «Wenn du keine Goldbaum wärst, würde man dir ordentlich den Hintern versohlen.» Greta sagte zu Otto, dass sie in diesem Falle schrecklich froh darüber sei, eine Goldbaum zu sein, dass ihr aber all die Kinder furchtbar leidtäten, die das nicht waren, da es ihr so vorkam, als würden sie

viel Zeit damit verbringen müssen, Schläge einzustecken wegen lauter Bagatellen (Seife im Kinderzimmer-Kamin zu schmelzen, um Knetmasse herzustellen; unerwünschtes Essen im Spielzeugschrank zu verstecken, bis es Wochen später in entsprechendem Zustand entdeckt wird; den Sattel vom Schaukelpferd zu entfernen und ihn Papas Lieblingsbluthund aufzulegen und darauf um die Tulpenbeete zu reiten). Häufig wurde sie ohne Abendessen, nur mit Brot und Milch, ins Bett geschickt. Aber das war ihr ganz egal. Sie hatte ja Otto.

Er war vom Wesen her das Gegenteil seiner Schwester. Wo Greta impulsiv reagierte, war Otto vorsichtig. Sie redete, er hörte zu. Sein Haar lag perfekt an, der Scheitel war makellos gezogen. Während Greta dauernd in Bewegung war, besaß Otto eine Ruhe, die seine Mitmenschen oft irritierte, obwohl er sich durchaus nicht für still hielt, da seine Gedanken immer so laut waren, sein Geist stets rastlos und beschäftigt. Otto brauchte einige Zeit, um zu einer Entscheidung zu kommen, aber wenn er sie einmal getroffen hatte, dann handelte er entschlossen. Er war durchschnittlich groß und schlank, aber er focht und boxte geschickt, trainierte gern und stellte sich ebenso gern auf die Taktik seiner Gegner ein. Er fand, beide Sportarten vereinten genau die richtige Mischung aus Brutalität und Eleganz.

In dem Maße, in dem Greta größer wurde, wuchs auch der Ärger mit ihr. Sie lieh sich Ottos Kleidung aus und verschwand zu einem Picknick am Fluss, wo man sie dabei entdeckte, wie sie sich mit zwei Leutnants einen Zigarillo teilte. Sie überredete Otto, sie mit zur Universität zu nehmen, sodass sie sich eine Astronomie-Vorlesung anhören konnte, die er besuchte. Otto kam zum Schluss, dass sie in ihrem hellblauen Mantel und Hut wie ein Paradiesvogel aussah, der unter lauter Drosseln saß, so wie sie da mitten unter hundert Männern in braunen und grauen Anzügen hockte. Er fragte sie, ob ihr die Vorlesung gefallen habe. «Ganz

wunderbar. Hab kein Wort verstanden.» Eine Woche lang ging sie jeden Tag mit und sagte, es helfe ihr, prächtig zu schlafen. Sie organisierte sich heimlichen Trompetenunterricht und spielte schon ziemlich gut, bevor die Baronin es herausfand und die Sache unterband. Klavier, Harfe und im Notfall auch die Geige galten als hinreichend sittsam. Blasinstrumente allerdings waren verrufen; diese ganze Arbeit mit dem Mundstück; schon bei dem Wort wurde die Baronin rot. Doch als Otto ein spontanes Interesse an der Trompete entwickelte, wurde ein neuer Lehrer engagiert. Otto teilte seine Unterrichtsstunden verstohlen mit der Schwester. Dennoch verlor Greta bald das Interesse. Trompete zu üben machte nur Spaß, wenn es verboten war. Otto akzeptierte, dass es eine seiner Aufgaben im Leben war, seiner Schwester aus allerlei Unbill wieder herauszuhelfen. Seit zwanzig Jahren war das nun schon eine Quelle von Stolz und Vergnügen für ihn, und nur gelegentlich auch von Verärgerung.

Wenn irgendjemand Greta gefragt hätte, ob sie Albert Goldbaum heiraten wolle, hätte sie nein gesagt, natürlich nicht. Aber es fragte sie niemand. Nicht einmal ihre Mutter. Man fragte sie alles Mögliche andere. Welche Blumen sie gern in ihrem Brautstrauß hätte. Rosen oder Lilien? Wollte sie zehn Brautjungfern oder zwölf? Greta hatte geantwortet, dass ihr die Anzahl der Brautjungfern herzlich egal sei. Ihr einziger Wunsch war eine Reihe von Dienern mit weißen Regenschirmen. Ihre Mutter hielt einen Moment inne. «Und wenn es nicht regnen wird?» - «Natürlich wird es regnen», hatte Greta geantwortet. «Ich fahre schließlich nach England.»

Greta wusste, dass Baronin Emmeline von der Vorstellung gequält wurde, unpassend gekleidet zu erscheinen. Drei Mäntel ließ sie anfertigen, die alle zu Gretas Hochzeitskleid passen sollten: ein Pelzmantel aus Polarfuchs, ein Mantel aus feinsten Lammwolle und ein weiterer aus Seide

und Spitze. Die Baronin vertrat entschieden die Meinung, dass eine Dame immer eine Wahl haben und auf Unerwartetes vorbereitet sein sollte, wenigstens in Hinblick auf ihre Garderobe. Sie reiste ausnahmslos mit mindestens drei Paar Ersatzschuhen im Kofferraum ihres Automobils: ein Paar robuster Lederstiefel, sollte sich das Wetter wenden, ein Paar eleganter Schuhe, die man anschließend anziehen könne, und für alle Fälle noch ein Paar Satinschlappchen. Für welche Fälle genau Letztere gedacht waren, konnte Greta allerdings nie eruieren.

Sie äußerte sonst keine weitere Meinung zu den Hochzeitsvorbereitungen. Auf jeden Vorschlag reagierte sie mit solch betonter Apathie, dass die Baronin aufhörte, sie zu befragen. Dies war Greta absolut recht. Sie besuchte ihre Freundinnen, trank Kaffee und wechselte das Thema, wenn eine von ihnen so taktlos war, ihre bevorstehende Vermählung aufs Tapet zu bringen. Die Hochzeit war eine Unannehmlichkeit, die es zu überstehen galt, und für eine Weile war sie noch hinreichend weit entfernt, sodass Greta so tun konnte, als würde sie überhaupt nicht anstehen. Sie suchte sie allerdings in ihren Träumen heim. Gretas Angst war unbestimmt und finster, etwas Namenloses, vor dem man sich fürchten musste. Nur dass es in Wirklichkeit durchaus einen Namen hatte. Nämlich Albert.

«Er will dich wahrscheinlich auch nicht heiraten», sagte Johanna Schwarzschild eines Morgens, als sie in der Orangerie saßen, Kaffee tranken und Süßigkeiten aßen, einige Wochen vor der Hochzeit. «Vielleicht liebt er eine andere. Er könnte jedenfalls genauso unerfreut sein wie du.»

Greta stellte überrascht ihre Kaffeetasse ab und starrte Johanna an, die rot wurde und sich vielleicht fragte, ob sie ein bisschen zu weit gegangen und deshalb auch keine der zwölf Brautjungfern geworden war. Aber Greta war keineswegs verärgert, sondern einfach nur neugierig. Bis dahin hatte sie einzig ihre eigenen Gefühle in dieser Sache zur

Kenntnis genommen und gemeint, dass der ganze Unwille und Groll nur sie betraf. Natürlich war es nicht gerade angenehm, sich vorzustellen, dass ein anderer die Aussicht, einen heiraten zu müssen, mit Schrecken und Widerwillen betrachten könnte, aber, so sinnierte sie, das war schließlich nichts Persönliches. Es war ja nicht so, dass Albert *sie* nicht mochte; das konnte er ja gar nicht. Denn er kannte sie überhaupt nicht. Aber der arme Albert hielt womöglich auch nicht viel davon, irgendeine Fremde zu heiraten, nur weil sie seine Cousine dritten Grades war und den richtigen Nachnamen trug. So wurde er in ihrer Vorstellung zum «armen Albert», und sie begann ihn in Gedanken beinahe zu mögen. Sie läutete die Glocke. Ein Dienstmädchen erschien.

«Noch etwas Kaffee, Fräulein?»

«Nein, danke, Helga. Richten Sie meiner Mutter aus, dass ich meine Meinung geändert habe. Ich möchte weder Rosen noch Lilien. Ich hätte gern Gardenien für meinen Brautstrauß.»

Zum ersten Mal, seit ihre Mutter sie in ihr Ankleidezimmer gerufen und ihr eröffnet hatte, dass sie Albert heiraten und nach England ziehen werde, nahm Greta wieder englische Romane zur Hand. Der zaghafte Mr Neville-Jones mit seinen schweißigen Händen hatte ihr weiterhin jeden Morgen für drei Stunden englischen Konversationsunterricht erteilt, aber in einer stillen und sinnlosen Geste des Missfallens hatte sie die englische Literatur für die französische und italienische beiseitegeschoben. Nun, angesichts ihrer wärmeren Empfindungen für den *armen Albert*, legte sie sich eine stramme Lektüreliste an. Dickens gefiel ihr ausnehmend gut. Das Gewimmel und der Gestank Londons klangen bezaubernd, verglichen mit der musealen Stille und vertrockneten Förmlichkeit Wiens. Mit Jane Austen allerdings kam sie überhaupt nicht zurecht. In deren Roma-

nen gab es viel zu viele junge Damen, die viel zu versessen darauf waren, verheiratet zu werden. Mr Darcy kam Greta wie ein totaler Langweiler vor, und Mr Bingley war noch schlimmer. Sie hoffte nur, dass der *arme Albert* keinem der beiden ähnelte.

Dann entdeckte sie *Jane Eyre*. Oh, wie großartig es klang, eine Gouvernante und ganz und gar unabhängig zu sein. Die Gefahren und Wunder, wenn man ganz allein auf der Welt war. Jane Eyre mochte eine Gouvernante gewesen sein, die davon geträumt hatte, eine Braut zu werden, aber Greta Goldbaum war eine Braut, die davon träumte, Gouvernante zu werden.

Als Greta Arm in Arm mit Otto durch den Stadtpark spazierte, sah sie, dass die Krokusse unter den Espen hervorbrachen, ganze Regimenter von lila und hellgelben Blümchen in kaiserlichen Farben, wie Tausende von Miniatursoldaten. Nur noch stellenweise lag ein wenig Schnee hier und da, zu nassen Haufen zusammengeschoben und schmutzig weiß wie durchweichtes Zeitungspapier.

Ihr Blick fiel auf einen flatternden Zettel, der an einen Baum geheftet war, und sie hielt inne, um ihn zu lesen. Greta mochte diese Anschlagzettel. Die Bäume im Park waren voll von ihnen, wie von einer bestimmten Art weißer Vögel. Sie waren Botschaften aus einer anderen Welt - aus der gewöhnlichen Welt, in der Menschen zu kämpfen hatten, Schnaps aus der Flasche tranken, Schnitzel und Würste zu Abend aßen und eine überschaubare Anzahl Hosen besaßen. Die Zettel an den Bäumen betrafen verloren gegangene Hunde, Zimmer zur Miete oder Damen niederen Ansehens, die ihre Dienste anboten. Die verzweifeltsten waren auch die faszinierendsten: ein Geiger, der im Tausch für ein anständiges Essen und einen Eimer Kohlen Unterrichtsstunden anbot, zum Beispiel.

Das Gewöhnliche und das Alltägliche war in Gretas Augen voller Glanz. Die Aura ihres Namens folgte ihr überallhin wie ein glänzender Schatten; seinem Schein konnte sie niemals entkommen. Menschen, die im Allgemeinen nicht freundlich waren, waren ausnahmslos freundlich zu ihr, jedenfalls machten ihre Freundinnen sie häufig darauf aufmerksam. Sie vermutete, dass ihre Sicht auf die Welt verzerrt war, als würde alles, was sie verspeiste, großzügig mit Zucker bestreut. Sie sehnte sich danach, das Leben ungeeßt schmecken zu können.

Otto hatte es besser, dachte sie ein wenig neidisch. Seine Fehlritte wurden nicht bloß toleriert, er wurde zu ihnen geradezu ermutigt. Ihm war gestattet worden, ganze sechs Monate in der Kaiserlichen Sternwarte an der Grenze zu Russland zu verbringen, wo einen die Windböen, die durch die großen Wälder wehten, den Atem der Feinde spüren ließen. Er hatte nicht bloß Sterne und Kometenschweife gesehen, sondern auch Kosaken, die durch die Steppen ritten, die die beiden großen Reiche voneinander trennten, wobei ihre rot-blauen Halstücher ihre Gesichter im Mondlicht verbargen. So stellte Greta es sich jedenfalls vor; Otto war in seinen Briefen, was die Einzelheiten anbelangte, enttäuschend vage geblieben. Da hatte viel zu viel über die Berechnungen der Beobachtungssterne und viel zu wenig über Banditen und Kosaken oder die legendären Ostjuden gestanden, die in den Sümpfen an der Grenze Handel trieben und lange rote Bärte trugen, die aufflammten wie Moses brennender Busch.

Alles war plötzlich mit Bedeutung aufgeladen; die silberne Kaffeekanne und die mit kleinen Stieglitzen gestempelten Butterportionen waren nicht mehr bloße Gegenstände, sondern Chiffren. Am Morgen hatte sie zugesehen, als das Hausmädchen der Baronin ihr Haar frisierte, etwas, was Greta seit ihrer Kindheit nicht mehr getan hatte, sie hatte

zugesehen, wie das Hausmädchen das lange, silbrige Haar ihrer Mutter bürstete und bürstete, bis es geschmeidig war wie der Schwanz eines Wiesels. Dann wurde es mehrfach geschlungen und zu einem weichen Kranz gelegt. Die elfenbeinerne Bürste lag auf dem Schminktisch, und Greta betrachtete sie im Wissen, dass die Tage solcher Intimität beinahe vorüber waren. Als sie die Baronin ihrem Kaffee überließ, verspürte sie einen Stich unerwarteter Zärtlichkeit für sie.

«Wien zu verlassen fühlt sich ein wenig wie sterben an», sagte Greta zu Otto, als sie sich einige Minuten später zu ihm an den Frühstückstisch setzte. Er blickte sie über die Zeitung hinweg an und lachte, als er sah, dass es ihr ganz ernst damit war.

«Was weißt du schon vom Sterben?», fragte er und legte die Zeitung weg.

«Genauso viel oder wenig wie alle anderen», antwortete sie geziert, während sie ihr Brötchen mit Butter bestrich.

Zeitungen in vier Sprachen lagen auf der Anrichte im Frühstückszimmer. Nur die auf Deutsch und Französisch waren von heute. Die italienischen und englischen Blätter kamen aus Mailand und Paris, aber diese Sendungen brauchten immer einen Tag, und so trugen die Zeitungen das Datum von gestern, als müssten sich diese Nationen immer beeilen, um mit der Gegenwart Schritt zu halten. Greta nahm an, dass es in England andersherum sein würde und dass sie dort die Nachrichten von zu Hause bis in alle Ewigkeit erst einen Tag später zu lesen bekäme.

Eine Schüssel mit Orangen, die wie schimmernde Mittagssonnen aussahen, stand auf dem Tisch. Sie waren früh am Morgen im Gewächshaus gepflückt worden. Das Obst wurde gehegt und gepflegt wie eine Herzoginwitwe, das Gewächshaus wurde von beflissenen Gärtnern geheizt und gewässert. Greta zog sich gern mit einem Roman hierher zurück, pflückte selbst Orangen, schälte sie mit den Fin-

gern und aß sie genüsslich, wobei sie den Fruchtsaft an ihrer Bluse abwischte. Einmal hatte man sie erwischt und der Baronin von ihrer Untat berichtet. Zur Strafe musste sie einige Stunden im Frühstückszimmer sitzen und lernen, wie man eine Orange mit Messer und Gabel schälte, ohne dabei ihre weißen Baumwollhandschuhe auch nur mit einem einzigen Tropfen Saft zu beflecken. Während sie übte, lehrte die Baronin sie außerdem, mit einer Orange zwischen den Schulterblättern dazusitzen. Sie musste lernen, sich mehr wie eine richtige Dame zu benehmen, mit passender Haltung und entsprechendem Anstand, darauf bestand die Baronin. Offenbar spielten die Orangen dabei als zivilisierendste aller Früchte eine wichtige Rolle.

«Darf ich dir eine schälen?», fragte sie Otto.

«Ja, sehr gern.»

Er lehnte sich zurück und lächelte, während Greta die Orange mit einem kleinen Silbermesser und der passenden Gabel geschickt zerlegte.

«Aber wer wird das nächste Woche für dich tun?»

«Tja, wer?»

Er aß schweigend, während sie zusah, und beide waren sich dieser schrecklichen Liste letzter Male bewusst – das letzte Frühstück, der letzte Tag zu Hause, die letzte Orange. Otto sah ein, dass Greta recht hatte und dass ihr Abschied, wenn schon nicht einen Tod, dann doch das Ende von etwas bezeichnete.

Unter dem Palais Goldbaum siebte Karl im Dunkeln nach Knochen. Er langte mit seinem Netz in das schwarze Wasser und stocherte, als er es hob, zwischen den Ablagerungen nach der scharfen Spitze eines Vogelknochens, des Gabelbeins, oder dem runden Kopf des Schienbeins eines größeren Tieres. Er stellte seine Lampe auf den Boden, zündete sie wieder an, verstaute die Streichhölzer in seinem

Rucksack und versuchte die öligen Dämpfe, die aufstiegen, nicht einzuatmen. Von den anderen Kanaltrottern wurde Karl «Kanalratte» genannt, weil er sich in den Tunneln und Röhren so gut auskannte und sich wohl fühlte wie die fetten, schwarzen Ratten, die dort herumhuschten und deren Pfoten im Dunkeln scharrten, ihre Rivalen auf der Suche nach Knochen.

Karl hockte barfuß am Rand eines unterirdischen Kanals und siebte geschwind, wieder und wieder. Eine Stunde verging oder vielleicht auch vier oder fünf. Er hatte keine Uhr, und hier unten herrschte immer Mitternacht. Wenn er von den herablassenden, aber wohlmeinenden Sekretärinnen der Kinderhäuser, die er regelmäßig besuchte, gefragt wurde, wo er wohne, sagte er gern: «Am Palais Goldbaum. Direkt darunter.»

Es war eine gute Lage. Küchenhilfen aus dem Palais verteilten jeden Abend Essensreste an den Eingängen zu den Abwasserkanälen, und wenn man schnell genug war, fiel immer irgendetwas für einen ab. Karl siebte am liebsten im Dunkeln. Im Laufe der Jahre hatte er alle möglichen Schätze ergattert, von denen er die kostbarsten in seinem Rucksack hortete. Da war ein blauer Glasknopf, rund und glatt wie ein ausgewaschener Kiesel, ein verbogener Metalllöffel, in den fünf winzige Vögel eingraviert waren. Ab und zu fand er eine Münze. Das waren die Silbertage, an denen er sofort aufhörte zu fischen, seine Habseligkeiten sorgfältig zusammenpackte und sich ein Abendessen aus Eintopf, Brot und Bier leistete und einmal, als er ganze zehn Kronen gefunden hatte, sogar ein großes Stück Apfelstrudel, mit Mandeln bestreut. Er hatte gar nicht gewusst, was Mandeln waren, bis er sie gekostet hatte, und anfangs hatte er sie für kleine Knochensplinter gehalten.

Schlamm. Schlamm. Ein Zweig. Ein toter Spatz, dessen Knochen zu dünn waren, um der Mühe wert zu sein. Er rechte und siebte. Rippen von einem Schweinebraten. Ei-

nige der anderen zogen es vor, unter den Restaurants zu sieben, wo die Ausbeute reicher war, aber die Konkurrenz war hart. Selbst hier unten gab es eine Hierarchie. Ganz oben standen die, die nach Schrottmittel suchten, die Knochensammler standen ganz unten. Die größeren Männer suchten sich die besten Plätze neben den Schlachthöfen oder den Bierhallen aus, während Jungen wie Karl nur übrig blieb, zu sieben, wo immer sie konnten. Aber ihn störte das nicht. Er zog die Stille in den tieferen, schmalen Kanälen vor, wo selbst erfahrene Kanaltrotter von Erstickungsangst ergriffen wurden. Er wusste nicht, wie lange er schon hier unten war. Er maß die Zeit nur daran, wie sich sein Eimer füllte. Ein Stück Leder. Matsch. Zähne. Ob tierische oder menschliche, wusste er nicht. Ein halber Schafsschädel, an dem noch der Kiefer hing. Der Eimer war voll.

Seine Lampe hatte geackert und war ausgegangen, aber er fand auch im Dunkeln seinen Weg. Er rannte zurück durch den Kanal, spritzte durch das eisige Wasser, seine Füße waren taub. Er versuchte, das Gewicht seines Eimers abzuschätzen: zwei Kilo, drei? Fünf Kronen vielleicht, wenn er Glück hatte. Die Knochen waren tiefend nass, und er musste sie sorgfältig trocknen, bevor er sie nach Atzgersdorf bringen konnte, um sie den Seifensiedern zu verkaufen.

Am Abend des Balles hielt Greta sich lange im Bad auf. Sie wickelte ein frisches Stück Mimosa-Seife aus ihrem rotgoldenen Papier und wusch sich Hände und Gesicht. Nachdem sie sich abgetrocknet hatte, saß sie in ihrem neuen weißen Kleid da, in einem Sessel neben dem Kamin, zog die Knie bis unter das Kinn und betrachtete ihr Kinderzimmer. Bereits viele ihrer kostbarsten Besitztümer waren nicht mehr da. Anna hatte ein Dutzend Kisten gepackt, die nach England in ihr neues Zuhause vorausgeschickt werden sollten.

Die meisten waren auf Anweisung der Baronin mit Hochzeitsschmuck, Pariser Kleidern, einem Perserteppich aus dem achtzehnten Jahrhundert und einem Porzellandöschen für Ohringe, das Kaiserin Josephine gehört hatte, gefüllt worden. Greta hatte wenig Interesse an diesen Gegenständen. Sie dienten lediglich dazu, ihre zukünftige Schwiegerfamilie daran zu erinnern, dass die neue Braut vielleicht nicht den Reichtum der Londoner Familie besaß, aber immer noch eine Goldbaum war. Mit Annas Hilfe hatte Greta ihre eigenen Wertsachen eingepackt, die einer anderen Ordnung folgten als die Auswahl ihrer Mutter. Dazu gehörte ein illustriertes Buch über Kolibris, das Otto ihr zu ihrem achtzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Die Illustrationen waren handgefertigt, aber zu ihrer Beschämung verunzierte ein dicker Schokoladenfleck den Umschlag. Die Bilder an ihren Schlafzimmerwänden waren schon abgehängt worden. Es war schon gar nicht mehr ihr Zimmer, stellte sie fest. Es war jener Dinge beraubt, die es zu ihrem Zuhause gemacht hatten.

«Setzen Sie sich», befahl Anna, die ins Zimmer gestürzt war und auf den Stuhl vor dem Schminktisch zeigte. «Ich habe Helga mitgebracht, damit wir es noch einmal mit Ihrem Haar versuchen.»

Greta seufzte, stand auf, um sich vor den Spiegel zu setzen, und spielte mit einer Schachtel Haarnadeln herum, während die beiden Dienstmädchen sich zankten und an ihrem Haar zogen, um es zum Gehorsam zu zwingen.

«Ich weiß gar nicht, warum ihr euch solche Mühe macht. Es ist ohnehin vergebens.»

«Die Baronin hat darauf bestanden. Sie fragt nach Ihnen.»

«Dann lasst mein Haar zufrieden. Ich gehe jetzt zu ihr. Ich werde ihr sagen, dass ihr tapfer gekämpft habt. Der Feind aber war unbesiegbar.»

Greta stand auf und gestattete den beiden Mädchen, die Falten des weißen Seidenkleids zu glätten und die Perlenstickerei um ihre Schultern zurechtzurücken.

«Es ist zu schade, dass Mr Albert Goldbaum Sie nicht sehen kann. Sie sehen wunderschön aus», sagte Anna und bewunderte ihr Werk.

«Ja, der arme Albert», stimmte Greta ohne Überzeugung zu. Albert hatte sich in London eine schlimme Erkältung zugezogen und konnte nicht reisen. Der Hochzeitsfeier am heutigen Abend fehlte ein Bräutigam, was Gretas Meinung nach ungünstig war. Wer wusste schon, was Albert von ihr halten würde? Sie war größer, als allgemein für schicklich gehalten wurde, ihr Haar war dick und unbändig, ihre Hände waren groß oder «teuer», wie der Juwelier befunden hatte, der ihre Finger für die Verlobungs- und Trauringe ausgemessen hatte. Ihr Mund allerdings war perfekt. Nur dass den Menschen selten Gelegenheit gegeben wurde, das überhaupt zu bemerken, da er, wie die Baronin vorwurfsvoll bemerkte, die meiste Zeit redete.

Gretas Fotografie war bereits nach England geschickt worden, ohne Zweifel um Albert zu versichern, dass seine geheimnisvolle Braut genügend Reize besaß. Niemand hatte daran gedacht, auch ihr ein Bild von ihm zu schicken. Er war jung. Er war ein Goldbaum. Was konnte sie da für Einwände haben?

Sie wandte sich zum Gehen, aber Anna schrie auf. «Ihre Schuhe! Sie tragen die falschen Schuhe! Sie können doch nicht die grünen tragen. Die weißen Seidenschuhe sind für heute Abend.»

«Sie sind eine halbe Nummer zu klein. Ich schwöre, das macht Mutter mit Absicht.»

Anna nickte verständnisvoll. «Selbst wenn. Die Baronin ...»

«Lieber Gott.» Greta zwängte resigniert ihre Füße in ein neues Paar Tanzschuhe mit niedrigen Absätzen.

Dann ging sie in den Ostflügel, zu den Gemächern ihrer Mutter, begleitet von einem Gefolge von Gretas in identischem Weiß in den Spiegeln auf beiden Seiten. Von unten konnte sie die Klänge des Orchesters hören, einzelne Strauß-Melodien schwebten hinauf, warm und süß wie das frische Gebäck in den Cafés an der Herrengasse. Diener in ihren feinsten Livrees standen aufgereiht wie Soldaten zu beiden Seiten, ihre Koteletten waren rasiert und gewachst. Zur Verwirrung der Rekrutierungsoffiziere stellte ihr Vater immer die größten, ansehnlichsten Männer ein, die sich vor den Rekrutierungsbüros der Kavallerie Ihrer Apostolischen Majestät aufgereiht hatten. Baron Goldbaum schickte Vertreter seines Hausgesindes dorthin, die immer deutlich mehr Lohn anboten, als der normale Sold eines Soldaten betrug. Die Livree in prächtigem Blau und Gold war eine verlockende Uniform für solche, die es nach militärischem Schnitt verlangte, während es, wie der Butlergehilfe immer zu scherzen beliebte, anders als in der Armee beim Dienst für die Goldbaums kein Todesrisiko gab. Die Rekruten lächelten bei diesem kleinen Scherz: Außer einem allzu kurzen Scharmützel mit Serbien hatte es seit Jahren keinen anständigen Krieg mehr gegeben. Was nützt schon ein Soldat in Friedenszeiten?

Greta passierte zwei Diener, die auf Trittleitern standen und damit begannen, die fünfhundert Kerzen auf dem Montgolfier-Kronleuchter am oberen Ende des großen Treppenaufgangs anzuzünden. Der Baron hatte es abgelehnt, ihn elektrifizieren zu lassen, da er die Wirkung des Kerzenlichts bevorzugte, wie es durch das Kalknatronglas gebrochen wurde. Er musste schließlich nicht selbst auf einer Leiter oben an der Treppe mit einer brennenden Wachskerze in der Hand stehen. Nachdem einer der Diener seinen Hut beim Anzünden der Kerze in Brand gesetzt hatte, war ihnen die Erlaubnis gewährt worden, den Hut und die Perücke abzusetzen, während sie den Kronleuchter anzündeten – ein

Fortschritt in Richtung Ungezwungenheit, den die Baronin allerdings für beinahe ebenso gefährlich hielt wie das Risiko der Selbstverbrennung. Otto, einfühlsamer und von mathematischen Aufgaben fasziniert, hatte einen Nachmittag damit verbracht, ein System zu entwickeln, das, indem es eine bestimmte Reihenfolge festlegte, in der die Kerzen angezündet werden sollten, jedes Risiko möglichst minimierte. Der Baron befahl dieser Anordnung zu folgen, und Greta bemerkte einen dritten Diener, der Ottos Diagramm außer der Reichweite der Flammen in der Hand hielt und seinen Kollegen Anweisungen erteilte.

Sie klopfte und wurde ins Ankleidezimmer ihrer Mutter eingelassen. Die Baronin saß zurückgelehnt auf einem Tagesbett und trank schwarzen Tee mit Zitrone, ihr gewöhnliches Ritual vor einem Ball. Im schummrigen Licht färbten sich die cremefarbenen Wände gelb, die roten Rosen auf der Kommode wirkten schwarz. An der Stuckdecke spielte ein Paar dicker Cherubim Federball mit einer Taube. Die Vorhänge waren fest zugezogen, ein Kohlenfeuer flackerte, und angesichts der stickigen Luft verzog Greta das Gesicht. Sie knipste ein Licht an und bat das Dienstmädchen, ein Fenster zu öffnen, dann lehnte sie sich hinaus und sog die feuchte Frühlingsluft ein. In den Gärten wurden Öllampen angezündet, und durch die Dunkelheit konnte sie gerade noch den Dunst ausmachen, der von den Gewächshäusern aufstieg. Sie blickte zu ihrer Mutter zurück, die steif in grauer Spitze dasaß, ein Spinnennetz von Diamanten an ihrer Kehle.

«Hast du Vater geliebt?»

Die Baronin sah überrascht zu Greta auf. Solche Gespräche führten sie eigentlich nicht.

«Zunächst natürlich nicht. Ich kannte ihn ein wenig, bevor wir geheiratet haben. Er missfiel mir nicht.»

«Und jetzt?»

«Ich habe deinen Vater inzwischen mögen gelernt.»

Mögen, dachte Greta. Das war eine fade, schlaffe Form der Zuneigung. In diesem Moment wurde sie überwältigt von Mitleid für ihre Mutter, und zu ihrer beider Erstaunen setzte sie sich neben die Baronin und schlang ihre Arme um sie. Sie wollte weinen, tat es aber nicht, weil sie wusste, dass die Baronin das überhaupt nicht mögen würde.

«Ich werde dich vermissen. Wirklich, das werde ich», sagte Greta.

«Dann hoffe ich, dass du mir schreiben wirst. Du bist normalerweise eine grässliche Briefschreiberin», sagte die Baronin.

Greta lehnte sich zurück und sah ihre Mutter an, die vertrauten blauen Augen, die nicht hell wie Saphire leuchteten, sondern von wässrigem, verwaschenem Blau waren. In diesem Licht konnte Greta keine einzige Falte oder Runzel auf ihrer Haut erkennen. Wenn sie lächelte, war die Baronin schön, sie tat es nur nicht sehr oft. Greta bemerkte auf dem Tablett neben dem Teeglas ein weiteres Glas, das leer war und nach Schnaps roch. Die Baronin nahm Gretas Hand in ihre eigene behandschuhte.

«Mein liebes Mädchen, weißt du alles, was du wissen musst über die <unangenehme Seite der Ehe>?»

«Du meinst den Koitus?», fragte Greta.

«Oh, mein Gott», sagte Baronin Emmeline und rollte mit den Augen. «Diese Ausdrucksweise, Kind!» Offenkundig hatte ein Glas Schnaps nicht ausgereicht.

Greta spielte für einen Moment mit dem Gedanken, ihre Mutter zu bitten, sie mit ein paar spektakulären Einzelheiten vertraut zu machen, ließ dann aber davon ab.

«Ja, darüber weiß ich schon alles. Otto ist schließlich Wissenschaftler. Er hat noch nie eine Entdeckung vor mir geheim halten können. Schon vor Jahren hat er in unserem Seehaus ein faszinierendes Buch über die Fortpflanzung bei Rindern entdeckt und ...»

«Genug!», sagte Baronin Emmeline, die hauptsächlich erleichtert war. «Vergiss nur nicht, dass dieser unangenehme Teil der Ehe, so unerfreulich er auch sein mag, deine Pflicht ist. Verweigere dich ihm nie mehr als einmal von dreien. Aber», ihre Wangen waren etwas gerötet vom Schnaps, während sie sich allmählich für das Thema zu ereifern schien, «lass ihn nicht jedes Mal gewähren. Ein Mann muss in Bewegung gehalten werden, er muss in Ungewissheit darüber bleiben, ob er zum Erfolg kommt.»

«Einmal von dreien? Nicht ab und zu einmal von vieren? Denn wenn ich ihn *jedes* dritte Mal zurückweise, dann weiß er doch schon, dass ich nein sagen werde, und strengt sich überhaupt nicht mehr an.»

Die Baronin fixierte sie mit einem kühlen Blick.

«Einmal von dreien. Nicht mehr und nicht weniger.»

Einige Augenblicke lang saßen sie schweigend da, und Gretas Wagemut löste sich auf wie Champagnerperlen, während sie versuchte, nicht daran zu denken, dass sie in weniger als einer Woche mit einem Fremden das Bett teilen würde. Sie war müde, ihre Füße litten in den viel zu kleinen Schuhen, und sie spürte, wie sich die Wut auf ihre Mutter in ihrem Bauch sammelte wie unverdautes Essen nach einem viel zu üppigen Mahl. Sie sah auf, begegnete dem Blick der Baronin und sprach langsam.

«Wenn ich Mutter bin, werde ich nicht so sein wie du. Ich werde meine Kinder jeden Tag sehen. Und ich werde sie küssen und in den Arm nehmen und zulassen, dass sie auf meinen Schultern kleine Fäden von Rotz hinterlassen wie eine Schneckenspur. Und sie werden auch wissen, dass ich sie liebe.»

Greta küsste ihre Mutter auf die Stirn und ließ sie allein in ihrem dämmrigen Zimmer. Baronin Emmeline griff nach ihrem Schnapsglas, entdeckte aber, dass es schon leer war.

«Weißt du das denn nicht?», fragte sie, aber Greta hörte sie nicht mehr.

Es hatte lange Diskussionen darüber gegeben, wie der Ball am besten zu eröffnen wäre. Eigentlich hätte Albert der erste Tanz gebührt, aber Albert war ja nicht da. Schließlich tanzte Greta mit ihrem Vater. Baron Peter war ein guter Tänzer. Das war eins der Dinge, die seine Frau an ihm wirklich mochte. Er sah elegant aus, als er mit Greta hervortrat, wobei der exquisite Schnitt seines Fracks seine wachsende Wampe diskret verbarg (ein Teil ihres Ehemanns, das die Baronin weniger mochte). Sein Schnurrbart war gewachst, seine Koteletten perfekt gekämmt, und er sah jeden Zoll wie der stolze Papa aus. Er steuerte Greta in einem langsamen, königlichen Walzer durch den Raum, und fünfhundert Augenpaare sahen ihnen dabei zu. Der Raum war so lang und der Rhythmus so langsam, dass es sie zwei ganze Minuten kostete, um am anderen Ende anzugelangen. Hunderte von Fächern wedelten wie eine Flotte tropischer Schmetterlinge und verbargen die flüsternden Münder der sie musternenden Frauen. Der Raum roch nach gepuderten Leibern und Gardenien. Zehntausend Blumen füllten den Ballsaal in Hunderten von Vasen und verbreiteten einen übermächtigen süßen Duft.

Greta und Baron Peter sprachen leise und versuchten die Zuschauer zu ignorieren.

«Lach einfach über Alberts Witze», sagte der Baron.

«Und was, wenn sie nicht komisch sind?», fragte Greta.

«Lach trotzdem.»

«Hat Mama auch über deine Witze gelacht?»

«Na ja, nein. Aber ich habe immer gedacht, es wäre nett, wenn sie es täte.»

Er ließ den Kopf hängen, und Greta drückte ihm die Hand. «Mama lacht überhaupt nicht über Witze. Ich würde es nicht persönlich nehmen.»

«Nein, du hast ganz recht», stimmte der Baron zu und wirkte wieder etwas munterer.

«Aber ich bin mir gar nicht sicher, ob ich je einen Witz von dir gehört habe», sagte Greta langsam. Vielleicht hatte er versucht, ihr Witze zu erzählen, und sie hatte zu große Angst vor ihm gehabt, um ihm zuzuhören; und jetzt reiste sie ab, und bald wäre es zu spät dafür. «Erzähl mir doch jetzt einen, und ich verspreche dir, ich werde lachen!»

Der Baron runzelte die Stirn, war einige Augenblicke lang still und überlegte. «Mir fällt kein einziger Witz ein», sagte er schließlich, und seine Stimme war so voller Enttäuschung und Bedauern, dass Greta nicht anders konnte, als den Kopf in den Nacken zu werfen und mit so überschwänglicher Ausgelassenheit zu lachen, dass ihr Vater ebenfalls zu lachen begann, ein den ganzen Körper erfassendes Kichern, das drohte, die so sorgfältig verborgene Wampe aus ihrem Gefängnis zu befreien. Die flüsternden Damen an den Wänden rund um den Ballsaal gaben einander nun zu verstehen, wie entzückend es doch war, solch eine glückliche Braut zu sehen (trotz des fehlenden Bräutigams), und wie reizend, dass der Baron seiner Tochter so nahe war.

Um elf Uhr wurden die Tänzer von einem silbernen Schwan zum Essen gerufen. Der Automat war von einem Juwelier und Uhrenmacher in Paris angefertigt worden, der eifrig bestrebt gewesen war, seine Fähigkeiten zu demonstrieren. Bemerkenswerte Fähigkeiten, die sich an der Grenze zwischen Mechanik und Magie bewegten. Ein Diener setzte sich einen Hut mit passender Silberbordüre auf und drehte die Kurbel, und während sich die Gäste versammelten, um zuzuschauen, erwachte der lebensgroße Schwan schwimmend zum Leben. Tausende von silbrigen Federn in seinem Gefieder sträubten sich, der muskulöse Nacken reckte und wandte sich, sodass das Tier Greta aus kühlen, schwarzen Augen musterte. Eine Melodie erklang, und der Schwan stieß vor in das gespiegelte Wasser nach einem winzigen, zuckenden Fisch. Er verschluckte ihn und war reglos. Die Musik stockte und stoppte. Die Gäste lach-

ten und applaudierten, das leise Trommeln der behandschuhten Hände klang wie ferne Pferde auf weichem Boden. Der Baron und seine Gattin führten die Gäste in den Speisesaal. Die meisten folgten ihnen, doch einige schlüpfen in einen Nebenraum, der für Bakkarat, Whist und Tarock vorgesehen war, sie waren hungriger nach Kartenspiel als nach irgendetwas anderem. Im Speisesaal säumte ein Bataillon von Dienern und Dienstmädchen in den Familienfarben Blau und Gold die Wände. Auf den langen Banketttafeln standen glänzende Kerzen in Kränzen aus Gardenien. Es gab vielleicht keine Schweinelende oder Hummer oder Austern oder dicke, österreichische Wurst, aber dafür ein gewaltiges und blutiges Chateaubriand mit einem Krug Béarnaise, während ein spezieller Tisch für Käse, den Baron Peter in Auftrag gegeben hatte und der eine Karte von Europa aus Marmorplatten zeigte, an der Seite stand. Emmentaler und ein großes Stück Gruyère hockten auf den Schweizer Alpen, ein ganzer, schneeweißer Camembert lag auf Nordfrankreich, eine Klippe Parmesan bedeckte Italien, und ein Wald von Räucherkäse war über das k.-u.-k.-Reich verstreut. Nur ein Tisch war von den übrigen abgerückt, an dem sich die religiöseren und frommeren Familienmitglieder mit ihren Freunden versammelten, ein wenig verstohlen und im Bewusstsein, dass immer weniger Juden in der Stadt heutzutage noch koscher aßen, und doch unwillig, selbst die Regeln außer Acht zu lassen. Der Baron und die Baronin waren exzellente Gastgeber, und selbst wenn der Baron sich privat womöglich ein ordinäres Schweineschnitzel genehmigen sollte, stellten sie doch sicher, dass alle ihre Gäste aufs Angemessenste umsorgt wurden. Am Ende der Mahlzeit, falls es auch nur ansatzweise geschehen sein konnte, dass ein Teller mit koscherem Fleisch versehentlich durch ein versprengtes Stück Roquefort verunreinigt wurde, so wurde dieser zerbrochen und weggeworfen.

Jedes Jahr wurden auf diese Weise mehrere Tafelservices beseitigt.

Greta fand, dass es zu heiß und zu laut war, das Geschwätz und die Lachsalven der Gäste wetteiferten mit den Klängen des Orchesters, welches wiederum lauter und schneller spielte, um gegen den Lärm anzukommen. Sie entdeckte Johanna in einem rosa Seidenkleid, die mit einigen ihrer Freundinnen zusammensaß, allesamt stocherten sie auf Tellern mit kaltem Hühnchen und Zwetschgenknödeln herum. Sie winkten, damit sie sich zu ihnen setzte, aber Greta kam es so vor, als wäre sie bereits fort und als wehten ihre Stimmen ihr übers Meer zu.

«Ich gehe mal ein wenig an die frische Luft», sagte sie, erhob sich und eilte aus dem Speisesaal, bevor ihr irgendjemand folgen konnte.

Sie schlüpfte in das überfüllte Zimmer hinter dem Ballsaal und dann durch eine Tür in den Garten. Durch die großen Bogenfenster konnte sie einzelne Paare im Ballsaal sehen, die sich schweigend drehten und drehten. Draußen war es kühl, und den Rasen säumte ein Federkleid aus Frost. Sie setzte sich auf eine Steinstufe, zog ihre Schuhe aus und schleuderte sie mit erheblicher Erleichterung in einen Rosenbusch.

«Nicht dein bester Plan», sagte eine Stimme hinter ihr.

Greta drehte sich um und erblickte Otto. Sie lächelte und zuckte mit den Schultern. «Im Gegenteil. Wenn ich sie nicht wiederfinde, kann ich sie auch nicht mehr anziehen.»

Sie rieb sich die Zehen und tupfte auf eine runde Blase an ihrer Ferse. Sie fragte Otto nicht, warum er allein hier draußen war. Er hatte Partys immer verabscheut. Er hatte nichts gegen ein Abendessen mit Freunden (Wissenschaftlerkollegen), aber Tanzabende mit endlos vielen Bekannten langweilten ihn. Otto fühlte sich, anders als Greta, selten getrieben, an etwas teilzunehmen, das ihm nicht gefiel. Er

holte einen Flachmann aus seiner Tasche und reichte ihn ihr. Sie nahm einen Schluck, Cognac lief ihr übers Kinn.

«Du wirst doch kommen und mich besuchen, oder?», fragte sie und versuchte, den Anklang von Verzweiflung aus ihrer Stimme zu verbannen.

«Na ja, ich habe schrecklich viel zu tun, und du bist wirklich lästig, aber ja. Ich werde vielleicht sogar noch vor Jahresende in Cambridge sein.»

«Und das ist in England?», fragte Greta neckisch.

Otto schnippte ein Blatt nach ihr.

Sie packte seine Hand und zog ihn in den abschüssigen Teil des Gartens, lief barfuß über den Kies, und die Steine waren kalt und spitz unter ihren Füßen. Der nächtliche Mond war gelb und voll, und Greta stellte sich vor, das Summen der Sterne hören zu können. Irgendwo gen Osten lag die Donau, und wenn sie tief einatmete, konnte sie sie beinahe riechen, eine dunkle Spule, die sich auf- und wieder entrollte. Am steinernen Rand eines Teiches blieben sie stehen und sahen zu, wie auf der Oberfläche ein winziger Mond zitterte. Eine weiße Statue der Venus betrachtete sie voller Trauer, während sie ihr nasses Kleid an ihren Marmorbusen drückte. Greta ließ Ottos Hand los, hob ihre Röcke und stieg in den Teich. Das Wasser war tiefer, als sie es in Erinnerung hatte, es reichte ihr fast bis zu den Knien.

«Oh, jetzt stell dich nicht so an und komm rein», rief sie.

Otto seufzte und zog Schuhe und Socken aus, versuchte die Hosenbeine aufzukrempeln und trat ins Wasser. Angesichts der Kälte entfuhr ihm ein Schrei.

«Ist das nicht besser als die Party?», fragte sie glücklich.

Otto griff auf der Suche nach dem Cognac in seine Tasche. «Ich stehe in nassen Hosen in einem eiskalten Teich. Aber ja, das ist unendlich viel besser.»

Über ihnen hörten sie das Scharren von Türen, die geöffnet wurden, und den Klang von Stimmen auf der Terrasse.

Johannas Stimme kam zischend durch den Garten. «Greta? Wo bist du?»

Greta wartete einen Moment, bevor sie ausrief: «Hier unten!»

Eine Minute später erschien Johanna mit einem Diener, der eine Laterne trug. Sein Gesicht zeigte keine Regung, als er Greta und Otto im Teich erblickte.

«Baronin Emmeline sucht dich», sagte Johanna atemlos. «Du hast ein gewaltiges Durcheinander verpasst. Es hätte fast einen internationalen Eklat gegeben. Die Frau des britischen Botschafters hat mit dem Außenminister getanzt, und dann ist der russische Botschafter dazwischengetreten und hat mit ihr zu tanzen begonnen, und der Außenminister war außer sich!»

«Dann gibt es ein Duell?», fragte Greta interessiert.

«Leider nicht», sagte Johanna. «Der britische Botschafter hat die Wogen wieder geglättet. Ach ja, und nun sollst du mit ihm tanzen. Mit dem britischen Botschafter. Nicht mit den anderen.»

«Gott im Himmel», sagte Otto trocken.

Greta seufzte. «Nun ja, es ist wohl doch ein bisschen kalt hier draußen.»

Sie stieg aus dem Wasser, ließ ihre Röcke fallen und zupfte sie anschließend wieder von ihren nassen Beinen ab. Sie folgte Johanna zurück zur Villa. Otto, der ihr ein paar Minuten später nachkam, bemerkte die gerade Spur nasser Fußabdrücke, die sich durch die Halle zog. Als er in den Ballsaal kam und Greta dabei zusah, wie sie mit einem schlanken, ältlichen, englischen Gentleman einen Twostep tanzte, fragte er sich, ob irgendjemandem wohl auffiel, dass sie unter ihrem bodenlangen Abendkleid barfuß und mit schmutzigen Füßen tanzte.

Hinter dem Palais Goldbaum tauchte ein scheinbar endloser Strom von Kanaltrottern aus einem runden Tunnlein-

gang am Rande des Flusses auf und bildete eine ordentliche Schlange, als warteten sie auf die Straßenbahn, die sie an einem Montagmorgen zu den Büros an der Ringstraße bringen sollte. Karl war unter den letzten von ihnen. Er hatte es nicht eilig. Die Sterne leuchteten unermesslich hell nach der Dunkelheit unter der Erde. Irgendwo spielte Musik. Die Goldbaums verteilten immer die Reste nach einem Fest. Routinierte Kanaltrotter hielten Ausschau nach dem Orchester, das vorm Palast erschien: je zahlreicher die Musiker, desto größer das Fest und desto reichlicher die Reste. Heute hatte jemand zwanzig Geigenkästen gezählt und ein großes, wie eine Glocke geformtes Instrument in einem sargähnlichen Behältnis, das auf Rädern übers Trottoir gezogen wurde. Karl hegte die größten Hoffnungen. Er schob sich vor, hielt seinen Rucksack fest an sich gepresst. Männer schlüpfen vorbei, die Hände und Münder voll, die Taschen ausgebeult, während sie im Dunkeln verschwanden; manche in die Tunnel und andere in die Straßen der Stadt, geschwind wie Schatten.

Ein halbes Dutzend Diener aus dem Palais stand in einer Reihe hinter einem langen Tisch. Eines der Dienstmädchen war jung und hübsch. Als er näher schlurfte, sah Karl, dass ihr dunkles Haar, im Nacken zu einem Knoten gefasst, so glatt und poliert wirkte wie die Schale einer Nuss. Er wollte die Hand ausstrecken und es mit seinem Finger berühren. Sie verteilte große Brotstücke, während die stämmige Frau neben ihr Essen in die ausgestreckten Becher und Schüsseln der Männer schöpfte. Karl wühlte zwischen den Schätzen in seinem Rucksack nach seinem Zinnbecher. Heute Nacht würde er mit vollem Bauch schlafen. Er musste vorsichtig sein und sich zwingen, langsam zu essen, sonst würden die Krämpfe ihn krank machen, und das wäre doch eine furchtbare Verschwendung. Er betrachtete das Mädchen mit dem wunderschönen Haar, folgte ihm vorsichtig mit den Blicken, wie wenn er im Kanal einen Knochen er-

spähte, der gerade so außerhalb seiner Reichweite vorbeitrieb. Das Mädchen blickte auf den Brotkorb, und als es sah, dass er beinahe leer war, murmelte es etwas zu der dicken Frau neben sich und eilte fort, zum Palast zurück, den Korb auf der Hüfte.

Ein anderer Diener nahm ihren Platz ein und verteilte Schwarzbrot aus einem anderen Korb.

Karl erreichte die vorderste Reihe, aber er blieb stehen und ließ andere an ihm vorbei nach vorne drängen. Er wollte sein Brot von dem hübschen Mädchen bekommen. Er wollte, dass sie mit ihm sprach.

Zwei ältere Männer schoben sich an ihm vorbei. Einer lächelte ihn zahnlos an. «Na, Kanalaratte», sagte er mit einem Nicken. Karl grunzte zur Antwort.

Die dicke Frau vorn merkte, dass Karl sich zurückfallen ließ.

«Und du, hast du keinen Hunger?», rief sie.

Karl zuckte mit den Schultern. Er hatte nicht mehr Hunger als sonst auch.

«Lasst den Kleinen durch», sagte sie zu den älteren Männern in der vorderen Reihe.

Karl schüttelte den Kopf. «Ich warte auf die Hübsche. Die mit den schönen Haaren. Ich möchte mein Essen von ihr bekommen.»

Die Frau lachte, sodass ihr beachtlicher Busen bebte. «Bettler mit Sonderwünschen. Möchtest du die Speisekarte sehen, während du wartest?»

Karl ignorierte sie. Der Duft des Essens ließ seinen Magen rumoren und grollen. Er begann, seine Entscheidung zu bereuen. Was hatte es schon für eine Bedeutung, ob er sein Essen von einem Mädchen mit glänzenden Haaren entgegennahm? Männer schoben sich vor ihn. Ihm begann schwindelig zu werden, seine Beine wurden weich. Da kam sie zurück, den Korb, der jetzt schwer war, auf ihren Hüften.

«Anna, du hast hier einen Verehrer», rief die Frau mit dem dicken Busen. «Will sein Brot nur von dir und von niemand anderem annehmen.»

Karl kämpfte sich nach vorne durch.

Anna hatte vom Mehl einen Schneeflaum auf der Wange. Sie lächelte nicht und sah ihn auch nicht an, hielt ihm nur das Brot hin und gab ihm seine Portion.

«Danke, Anna», sagte er.

Sie antwortete nicht, aber als er wegging, sein Becher voller Essen, sah Karl, dass sie ihm zwei Stücke Brot in die Hand gedrückt hatte.

## **Goldbaum Trans-Europa Express, Jura, Mai**

Bis jetzt hatte Otto Reisen im familieneigenen Zug stets genossen. Der Goldbaum Trans-Europa Express hatte sie jedes Jahr im Juli in den Sommerurlaub zu ihrer Villa am Genfer See gebracht, zur Oper nach Paris oder zu Besuchen ihrer Cousins in Frankfurt oder Berlin. Otto war sogar mit seinen Kommilitonen mit dem Zug bis an die Grenze nach Russland gefahren (auf Drängen der Baronin - sie wollte nichts davon hören, dass er mit einem normalen Personenzug fahren könnte, nicht einmal, wenn es sich um einen privaten Salonwaggon handelte). Nie schlief er so gut wie in dem Schlafwagen ihres Zuges, er sah sich vor seinem geistigen Auge als eine Art Liliputaner, der in einem Spielzeugzug über einen offenen Atlas von Europa reiste. Er gab seinem Diener immer die Order, die Rollos oben zu lassen, so dass er, wenn er im Bett lag, durch den Vorhang aus Dampf hinaus auf die Sterne und auf den Mond schauen konnte, der auf- und wieder unterging, eine Luftblase im Dunkeln. Aber diese Reise war anders. Er wollte, dass sie langsamer verging, doch sie wirkte im Gegenteil beschleunigt.

Gretas Melancholie war ansteckend. Sie verbreitete sich unter den wenigen Fahrgästen wie die Masern. Otto verstand, dass sie wegen ihrer bevorstehenden Hochzeit Unbehagen verspürte, und er hatte Mitgefühl, aber ihr Dilemma diente auch dazu, ihn an sein eigenes Schicksal zu erinnern. Gegenwärtig konnte er noch seinen eigenen Weg gehen, einen Abschluss in Physik und Astronomie an der Universität Wien erlangen, ein Semester in Berlin absolvieren und einen himmlischen Sommer der Forschung am Observatorium an den östlichsten Ausläufern des Reiches verbringen. Er wusste jedoch, dass dies nur eine Atempause war, eine Auszeit, bevor sein Schicksal ihn ereilte. Früher oder spä-

ter, und Otto hatte eine Vorahnung, dass es wohl eher früher wäre, musste er seine Liebe lassen und in die Bank eintreten. Dabei hasste er sie. Er hasste den Geruch der Zederntäfelung und das Flüstern der Angestellten, das Kratzen ihrer Füllfederhalter, das gelbe, elektrische Licht und die lächerlichen Mittagessen mit allen fünfzehn Partnern. Dennoch wusste er, dass es so kommen würde. Er konnte schließlich kaum behaupten, dass er keinen Sinn für Zahlen habe.

Otto fragte sich, wie es wäre, ein ganz gewöhnlicher Mensch zu sein. Er machte sich nicht vor, lieber arm sein zu wollen, sondern einfach nur auf eine normale Art wohlhabend. Er würde bei der nächsten Haltestelle aus dem Zug steigen und sich in einen gewöhnlichen Herrn Schmidt verwandeln und in einem hübschen Hotel wohnen. Er schalt sich selbst: Der Gedanke war absurd.

Der einzige Fahrgast, der von der allgemeinen Niedergeschlagenheit ungerührt erschien, war der britische Botschafter. Sir Fairfax Leighton Cartwright reiste als Gast der Goldbaums nach Paris, und Otto stellte fest, dass er die Nähe des älteren Mannes suchte. Sir Fairfax war ein Gentleman im späten mittleren Alter und verfügte über einen fabelhaften Schnurrbart sowie phantastische Geschichten aus dem Fernen Osten. Otto fand, dass etwas typisch Englisches darin lag, einen Romancier zum Botschafter zu ernennen. Allerdings war es natürlich Teil seiner Aufgabe, bessere Beziehungen zwischen den Nationen zu befördern; vielleicht war seine Vorstellungskraft so mächtig, dass er sie schon durch bloßes Denken verbessern konnte. Sir Fairfax bestaunte alles mit einer jungenhaften Begeisterung – die speziell angefertigten Kronleuchter mit Gummistöpseln zwischen den Kristallen, sodass sie nur klirrten, wenn der Zug die Höchstgeschwindigkeit erreichte, die Glaspaneele im Salon, auf denen böhmische Damen mit tropischen Vögeln tanzten. Am meisten aber war der Botschafter faszi-

niert von dem gewaltigen Panoramagemälde, das die Route des Goldbaum Trans-Europa Expresses darstellte, die gesamten zweitausend Kilometer auf ein Bild von einem Kilometer Länge komprimiert. Das Gemälde war in einer Holzkiste hinter einer gläsernen Scheibe im Kanzelwagen ausgestellt, und es waren immer nur jeweils drei oder vier Meter davon zu sehen. Jede Stunde führte einer der Wächter eine Kurbel in eine Vorrichtung an der Seite der Kiste ein und drehte das Gemälde ein paar Meter weiter, sodass es immer Szenen aus den Gegenden zeigte, durch die der Zug gerade fuhr: die Lichter des Königspalastes in Budapest, mit blutrotem Mohn gesprenkelte Weizenfelder oder Dampfer auf blauen Seen. Zur vollen Stunde stand der Botschafter jeweils vergnügt wie ein Schuljunge neben der Vitrine und wartete darauf, dass er zu sehen bekam, was das Panorama Neues darbot.

Abends saßen sie alle zusammen im Speisesalon, der eine Miniaturversion des prächtigen Speisesaals im Château in Saint Pierre war. Die Sessel waren mit marokkanischem Leder gepolstert, und der Tisch war aus poliertem Walnussholz, bot jedoch nur Platz für zwölf Personen, da er schmaler und kleiner war als der originale im Château, an dem fünfundvierzig Personen Platz fanden. Anfangs war die Stimmung gedämpft. Man trank Burgunder vom familieneigenen Weingut und löffelte glasklare Kalbsconsommé, in der winzigen, weißen Nudeln schwammen. Die Bordküche war vollgestopft und allem modernen Komfort zum Trotz unerträglich heiß. Die Messer rasselten in jeder Kurve in ihren Halterungen wie eine Armee von Säbeln. Davon wusste die Familie freilich nichts. Es wäre keinem von ihnen – nicht einmal dem aufgeschlossenen, liberalen Otto – eingefallen, an so etwas wie eine Küche auch nur zu denken. Das Essen erschien wie durch Zauber, perfekt temperiert, auf den Punkt zubereitet, und die Diener waren so geschickt, dass kein einziger Tropfen der Consommé das makellos gestärk-

te Tischtuch befleckte, während sie das Essen servierte, selbst als der Zug mit der unglaublichen Höchstgeschwindigkeit von einhundertdreiunddreißig Stundenkilometern dahindonnerte.

Die Baronin zwang sich, nach der Frau des Botschafters und seinen Kindern zu fragen. Otto wusste, dass sie das nicht im Geringsten interessierte, aber sie legte Wert darauf, gesellschaftliche Regeln strikt einzuhalten, auch die der Konversation. Greta aß wenig und regte sich nicht einmal, um ihre Mutter zu ärgern. Als sie den letzten Gang - böhmische Aprikosenpfannkuchen, *Liwanzen* - beendet hatten, zogen sich die Damen in den Salon zurück, um ihren Kaffee einzunehmen, während die Männer blieben, um Port und Madeira zu trinken. Sir Fairfax lehnte eine Zigarre ab und beugte sich mit einem unglücklichen Seufzer vor.

«Vielleicht ist jetzt die Zeit für ein kleines geschäftliches Gespräch, Herr Baron?»

«Mit Vergnügen.»

«Das Kaiserreich möchte seine Armee modernisieren. Es möchte sich ein für alle Mal ins zwanzigste Jahrhundert hieven. Zumindest in dieser Sache sind sich der Kaiser und der Kronprinz einig.» Sir Fairfax sprach sorgfältig, und sein jugenhaftes Gehabe wirkte plötzlich ernst, mit einem Mal verwandelt vom beflissenen Schüler zum Aufsichtslehrer.

Der Baron nickte. «Ja, das habe ich gehört. Es gab Diskussionen darüber, ob die Marine Kriegsschiffe bräuchte. Beides kann aber nicht finanziert werden.»

«Die Armee wird sich durchsetzen.»

Otto blickte den Botschafter überrascht an. Die Goldbaums bildeten sich viel darauf ein, immer am besten informiert zu sein. Wissen war ein ebenso wertvolles Gut wie Geld, und die Geschäfte der Goldbaums beruhten darauf. Information war der Same, der in ganz Europa verpflanzt wurde, sodass die Geldbäume wachsen und Früchte tragen konnten. Dem Baron Informationen bieten zu können, die

er nicht schon selbst erworben hatte, war ungewöhnlich. Otto fragte sich, ob sein Vater vielleicht nur vorgab, nichts davon zu wissen. In jedem Fall wirkte er nicht verstimmt und äußerte dem Botschafter gegenüber seine Bedenken.

«Das wird recht kostspielig. Ich bin nicht bereit, das ganze Kapital beizusteuern. Der nötige Kredit wird auch in Preußen diskutiert. Aber», er machte lächelnd eine Pause, «Sie, Herr Botschafter, möchten nicht, dass Deutschland Österreich Geld leiht. Sie möchten, dass ich mit meinen französischen Cousins rede, nicht wahr?»

«So ist es. Dieser Kredit sollte nicht von Deutschland, sondern von Frankreich kommen. Ich möchte die guten Beziehungen zwischen Frankreich und Ihrer großartigen Nation fördern.»

Der Baron lachte über diese Schmeichelei. «Sie wollen nicht, dass Österreich-Ungarn bei Deutschland verschuldet ist. Es ist besser für Sie, wenn wir Frankreich verpflichtet sind. Aber warum bei Frankreich aufhören? Sie sollten schauen, ob nicht die britische Regierung die Gelder zur Verfügung stellt. Dann werden Ihre und unsere Nation feste Freunde werden. Wir werden kaum auf die Deutschen hören können, wenn Sie für unsere Armee bezahlt haben.»

Sir Fairfax schüttelte den Kopf. «Ich bedauere, so wird es nicht kommen. Die französische Regierung aber wird über den Kredit nachdenken, wenn sich das Haus Goldbaum daran beteiligt.»

«Ich werde die Angelegenheit mit unserem Pariser Haus besprechen», bestätigte der Baron. «Aber wir sind völlig autonom. Baron Jacques und Henri werden ihre eigenen Entscheidungen treffen.»

«Ich möchte Sie bitten, die Sache mit den stärksten Argumenten voranzutreiben. In Großbritannien haben wir aufgehört, die Franzosen als unsere natürlichen Feinde zu betrachten. Es sind die deutschen Ambitionen, die mich nachts wach halten. Die Engländer und die Österreicher,

der König, der Kaiser und der Erzherzog, alle wollen dasselbe: Frieden. Krieg ist unfassbar teuer, in jeder Hinsicht.»

«Niemand redet über Krieg, Herr Botschafter.»

«Dann sollten wir alle unseren Beitrag dazu leisten, damit es dabei bleibt.»

Anschließend machte der Baron eine Bemerkung über den Weinberg des Dessertweins, und Sir Fairfax, der ideale Diplomat, erinnerte sich augenblicklich an den furchterlichen Hagel im August 1890 und seine bedauerlichen Folgen für die Weingüter Burgunds. Sie sprachen nicht mehr über Politik, Geld oder Krieg.

Der Zug hielt gerade so lange an der Schweizer Grenze, damit die Pässe gestempelt werden konnten. Dann setzte er seine Fahrt fort und brauste durch die gesprenkelten Vorgebirge des Jura. Hier und dort wurde den höheren Gipfeln die Spitze von einer Wolke geköpft wie einem gekochten Ei. Greta frühstückte nicht mit den anderen. Sie bat Anna, ihr ein Bad einzulassen. Sie wartete, während das Dienstmädchen die große Emaillewanne mit heißem Wasser füllte, parfümiertes Badesalz hineinschüttete, einen Armvoll Leinenhandtücher ablegte, die mit Lavendel gebügelt worden waren, und sie dann allein ließ. Statt in die Wanne zu steigen, öffnete Greta gegen die strenge Order der Baroin die Spitzenvorhänge, stand nackt am Fenster und sah zu, wie Frankreich vorbeirauschte: die leeren Felder, die gefurchte Erde, die im rosafarbenen Glanz des Morgens badete, leuchtend grüne Setzlinge, die durch die Oberfläche stießen. Hier und da dunkle Tannenwälder oder ein silberner Fluss, die den Gleisen eine Weile kameradschaftlich folgten, bevor sie abbogen. An einem Bahnübergang brausten sie an einem Bauern vorbei, der versuchte, das Rad an seinem Karren zu reparieren, während sein kleiner Sohn auf einem Heuballen hockte und mit offenem Mund stau-

nend den Zug anstarrte. Greta bezweifelte, ob er das nackte Mädchen, das am Fenster stand, überhaupt bemerkt hatte.

Später schlüpfte sie in den Kanzelwagen und saß allein vor einer heißen Schokolade, die sie nicht trank, und einer Zeitschrift, die sie nicht las. Sie starrte so gedankenverloren aus dem Fenster, dass sie gar nicht hörte, wie Sir Fairfax den Waggon betrat und sie ansprach. Er räusperte sich und sprach noch einmal.

«Wo sind wir gerade, Fräulein Goldbaum?»

Sie schrak zusammen und lächelte ihn dann an. «In der Nähe von Dijon. Wir sollten vor dem Mittagessen Paris erreicht haben. Ich vermute, Sie werden erleichtert sein, uns los zu sein.»

«Nicht im Geringsten. Und ich hoffe, wir werden einander in England wiedersehen. Ich bin ein alter Freund Ihres Verlobten. Oder seines Vaters, sollte ich sagen. Ich kenne Albert, seit er ein kleiner Junge war.»

Wie eine Sonnenblume, die sich der Sonne zuwendet, drehte Greta sich begierig um, um den Botschafter zu mustern.

«Ach, wirklich? Wie ist er denn so?»

Sir Fairfax setzte sich auf ein niedriges Sofa ihr gegenüber und runzelte nachdenklich die Stirn.

«Er redet nicht gerade viel. Er plappert nicht drauflos, wie andere junge Männer. Ich denke, er ist das, was wir Engländer reserviert nennen. Er ist ein Naturbursche. Sammelt immer irgendwas. Durchstreift die Landschaft mit seinem Schmetterlingsnetz. Er fertigt bemerkenswerte Zeichnungen an. Und natürlich hat er Schrank um Schrank voll von diesen Dingen.»

«Schmetterlinge?»

«Und Motten. Käfer. Seidenwürmer. Ziemlich beeindruckend.»

Greta versuchte, eher fasziniert als abgestoßen zu erscheinen. Sie stellte sich vor, in seiner Sammlung zwischen den Schmetterlingen eingeordnet und aufgespießt zu sein.

«Sieht er gut aus?»

Der Botschafter kicherte. «Ich fürchte, diese Frage stellen Sie einem alten Mann. Ich bin nicht so recht geeignet, darauf zu antworten.»

Greta seufzte, und der Botschafter lenkte ein.

«Soweit ich weiß, betrachtet ihn die Damenwelt als attraktiv. Er ist ein wenig größer als der Durchschnitt und normalerweise – mal abgesehen von dieser verflixten Erkältung – in bester Gesundheit wegen all seiner ...»

«... Exkursionen mit Schmetterlingsnetzen.»

«Ja. So ist das wohl.»

Greta lehnte sich in ihrem Sitz zurück und starrte aus dem Fenster, versuchte sich auf die adretten Weinberge und die Wolkenschatten zu konzentrieren, die über die niedrigen Hügel zogen.

«Seine Mutter ist eine wunderbare Frau. Lady Goldbaum ist eine ausgezeichnete Gastgeberin und eine begabte Gärtnerin.»

«Eine Gärtnerin?»

«Ja, die Gärten von Temple Court sind wirklich sehenswert. Sie hat die größte Rhododendren-Sammlung in ganz Europa und die ...»

An diesem Punkt hörte Greta nicht mehr zu. Ihr kam zu Bewusstsein, dass sie eine Menge Zeit damit verbracht hatte, sich Albert vorzustellen und sich ein liebevolles, wenn auch völlig fiktives Bild von ihm zu schaffen, während sie an die anderen Mitglieder ihrer neuen Familie fast gar keinen Gedanken verschwendet hatte. Dabei sollten sie das erste Jahr mit Alberts Eltern zusammen in Temple Court wohnen, bevor sie in ihr eigenes Haus auf dem Anwesen ziehen würden. Lady Goldbaum hatte einen sehr zuvorkommenden Brief an Greta geschrieben, in dem sie vermutete, dass sie

sicher die Renovierungsarbeiten und die Einrichtung des Hauses selbst zu beaufsichtigen wünschte, ihrem eigenen und Alberts Geschmack entsprechend (als ob sie bereits eine harmonische eheliche Sicht teilten, obwohl sie sich noch gar nicht kennengelernt hatten), und bis es fertig wäre, wären sie selbstverständlich herzlich willkommen, nein, geradezu freudig umarmt und empfangen im Haus und Heim der Familie. Greta rutschte unbehaglich hin und her, weil sie nicht so recht einsehen wollte, dass ihr anfängliches Glück ebenso sehr von ihrer Beziehung zu ihrer Schwiegermutter abhängen sollte wie von der zu ihrem Ehemann. Schließlich würde Albert, wenn die Flitterwochen vorüber wären, die Woche in London verbringen und nur am Wochenende mit seinem Vater nach Temple Court zurückkehren. Es gäbe lange Tage, die zusammen mit Lady Goldbaum und ihren bemerkenswerten Rhododendren bestritten werden müssten. Greta begann sich davor zu fürchten, dass diese Tage tatsächlich sehr lang werden könnten.

«Und Alberts Bruder?», fragte sie, indem sie dem Botschafter ins Wort fiel und anschließend über ihre eigene Grobheit errötete.

«Clement?», fragte Sir Fairfax zögerlich zurück.

Greta nickte. Albert war der jüngere Bruder, und unter den Goldbaums war es eher ungewöhnlich, dass der jüngere zuerst heiratete. Für Clement war offenbar noch keine passende Goldbaum-Braut gefunden worden.

«Ich mag ihn», sagte Sir Fairfax vorsichtig.

«Aber einige andere nicht?»

«Nein, nein. Aber wenn Albert ein wenig reserviert ist, dann ist Clement, fürchte ich, entsetzlich schüchtern.»

Und dick, dachte Greta. Das war das Einzige, was sie mit einiger Gewissheit über den zukünftigen Lord Goldbaum wusste. Als die Baronin ihr das erste Mal erzählt hatte, dass sie einen englischen Goldbaum heiraten sollte, hatte sie angenommen, ihre Mutter spreche von Clement, der in der

ganzen Familie für seinen erstaunlichen Leibesumfang berühmt war. Als sie begriff, dass es der jüngere Bruder sein sollte, war sie so erleichtert gewesen, dass sie sich im Ankleidezimmer der Baronin auf den Boden setzen musste, den Kopf zwischen den Knien.

«Clement spielt Schach», sagte Sir Fairfax nach einer Pause. Er sagte es flüsternd, als vertraue er ihr ein unfassbar abweichendes Verhalten an.

«Schach?», fragte Greta im gleichen leisen Ton. «Das ist doch aber nicht so schlimm, oder?»

Es war außerdem eine ungewöhnlich preiswerte Beschäftigung für einen Goldbaum.

«Nichts, was man exzessiv und exklusiv tut, ist gesund», sagte Sir Fairfax und wählte seine Worte mit so viel Feingefühl, dass es Greta nicht gelang, das angedeutete Problem so recht zu verstehen. Sie betrachtete die Aussicht auf ihre neue Familie mit wenig Vergnügen: Die eine war eine Liebhaberin der Pflanzen, der andere ein Liebhaber der Insekten, und noch einer hegte eine anscheinend ungesunde Leidenschaft für Schach. Sie fragte sich, ob sie in Paris vielleicht einfach verschwinden sollte.

[...]